

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

13. (5. ordentliche) Versammlung des IX. Vereinsjahres.

13. (5. ordentliche) Versammlung des IX. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 28. November 1900, abends 7 $\frac{1}{2}$ Uhr,
im Bürgersaale des Rathauses.

Vorsitzender: Herr Geheimer Regierungsrat E. Friedel.

Von dem Vorsitzenden Herrn Geheimen Regierungsrat E. Friedel rühren die nachfolgenden Mitteilungen unter A 1—10 her.

A. 1. Der Tod hat uns zwei werthe Mitglieder entrissen, welche im Mitglieder-Verzeichnis ein Sternchen führen d. h. zu denjenigen Mitgliedern gehören, welche bis zur ersten öffentlichen und Haupt-Versammlung unserer „Brandenburgia“ am 6. April 1892 dieser beigetreten waren: Herrn Geheimen Rechnungsrat Petsch und den städtischen Oberlehrer Herrn Professor Dr. Reinhold Pallmann. Letzterer hat sich hauptsächlich durch folgende Arbeiten, die zum Teil unser Forschungsgebiet berühren, bekannt gemacht. Als er noch Universitäts-Bibliothekar in Greifswalde war: Die Geschichte der Völkerwanderung. Nachdem er nach Berlin übersiedelt, woselbst er als Oberlehrer an der Luisenstädtischen Ober Realschule bis zu seiner kürzlich erfolgten Pensionierung wirkte: Die Pfahlbauten und ihre Bewohner. 1866 (mit phönizischen Handelskolonien in Verbindung gebracht. — Die Cimbern und Teutonen. 1870; Der deutsche Export-handel der Neuzeit und die amerikanische Konkurrenz. 1881; Petroleum in der Mark Brandenburg. 1882; Die Wohnbarkeit der Tropen für Europäer. 1887 (2. Aufl. 1888). — Geboren am 14. Juni 1835 entschlief Pollmann gestern früh 1 $\frac{1}{4}$ Uhr in seiner Wohnung Reichenbergerstrasse 4 nach langen schweren Leiden. Die Beerdigung findet am 30. d. M. Nachm. 4 Uhr, von der Leichenhalle des alten Luisenstädtischen Kirchhofes, Bergmann-Strasse, statt. Unsern verewigten wackern gelehrten Freund betrauern die Gattin, zwei Söhne, eine Tochter.

2. Vom Märkischen Provinzial-Museum ist seit dem 15. d. M. der Teil der kulturhistorischen Abteilung (Abteilung B des allgemeinen Einteilungs-Plans) geöffnet, welcher die nichtvorgeschichtlichen Sammlungen umfasst. Die vorgeschichtlichen Sammlungen werden voraussichtlich erst gegen Ostern 1901, die naturgeschichtlichen Sammlungen (Abteilungen A des Einteilungsplans) erst noch später dem Publikum zugänglich gemacht werden. Die provisorischen Räumlichkeiten in dem

der Städtischen Sparkasse gehörigen Gebäude Zimmer Strasse 90/91 sind zwar teilweise freundlicher und höher als die in dem leider abgebrochenen Köllnischen Rathause, immerhin sind die Ausstellungszimmer so beschränkt, dass etwa nur ein Drittel der Gegenstände gezeigt werden kann.

Ich verteile den eben erschienenen gedruckten Verwaltungsbericht über das Museum für die Zeit vom 1. April 1899 bis 31. März 1900 und entnehme demselben folgende Einzelheiten:

I. Vermehrung der Sammlungen.

Während des Verwaltungsjahres sind die auf die Zusammenstellung auf die einzelnen Kataloge verteilten 1498 Nummern in Zugang gekommen und die Gesamtzahl aller Museumsgegenstände hat sich dadurch von 84 029 auf 85 527 vermehrt.

Nummer des Katalogs	Bezeichnung des Katalogs	Bestand am 1. April 1899	Zugang im Etatsjahr 1899/1900	Bestand am 31. März 1900
A. Naturgeschichtliche Abteilung.				
I.	Mineralogie, Paläontologie etc. . .	6 611	64	6 675
II.	Botanik	2 454	11	2 465
III.	Zoologie	1 946	44	1 990
B. Kulturgeschichtliche Abteilung.				
II.	Vorgeschichtliche Zeit Inland	22 238	245	22 483
III.	do. Ausland	1 138	2	1 140
IV.	Mittelalter Inland	3 252	54	3 305
V.	do. Ausland	12	—	12
VI.	Neuzeit Inland	13 505	169	13 674
VII.	do. Ausland	257	7	264
VIII.	Varia	1 211	9	1 220
IX ¹ .	Münzen	3 821	30	3 851
IX ² .	Medaillen	3 429	3	3 432
IX ³ .	Siegel, Wappen	154	8	162
X.	Architektonisches	746	7	753
XI.	Bilder	9 436	412	9 848
XII.	Urkunden	1 026	28	1 054
XIII.	Bibliothek	6 378	383	6 761
XIV.	Karten, Pläne	237	17	254
XV.	Autographe	179	5	184
	Noch nicht katalogisierte Objekte .	6 000	—	6 000
Summe		84 029	1 498	85 527

II. Wissenschaftliche und gemeinnützige Thätigkeit.

a) Da die Umzugsarbeiten fast das ganze Jahr hindurch alle in Betracht kommenden Kräfte in Anspruch nahmen, so konnte an wissenschaftlichen Arbeiten nur wenig geleistet werden.

Dennoch sind aus dem Museum an Veröffentlichungen hervorgegangen:

Aus dem Gebiet der Naturkunde:

„Über den diluvialen Höhlenlöwen in der Mark Brandenburg“ (Monatsblatt der „Brandenburgia“). „Das Vorkommen des Hamsters in der Provinz Brandenburg“ (ebenda).

Aus dem Gebiet der Vorgeschichte:

„Das Bronzeschwert von Französisch-Buchholz“ (Verhandlungen der Anthropologischen Gesellschaft).

Aus dem Gebiet der Kulturgeschichte:

„Rückblick auf die Geschichte des Köllnischen Rathauses“ (Monatsblatt der Brandenburgia). „Hauswirtschaftliche Geräte des frühen Mittelalters der Provinz Brandenburg“ (ebenda). „Urkunden zur Geschichte der Berliner Anatomie“ (ebenda). „Heinrich v. Kleist und Berlin“ (ebenda).

b) Die Sorge für die Erhaltung der unbeweglichen Denkmäler der Provinz Brandenburg liegt in der Hand des von der Provinz gebildeten Ausschusses, an dessen Spitze der jedesmalige Oberpräsident von Brandenburg steht, während die technischen Angelegenheiten von dem Geheimen und Landes-Baurat Bluth bearbeitet werden.

Die Sorge für die Erhaltung der unbeweglichen Denkmäler des Stadtkreises Berlin liegt in ganz analoger Weise vorzugsweise der Direktion des Märkischen Museums ob, welche darin nicht allein durch die städtischen Organe (die beiden Bauräte und die Stadtbauinspektionen), sondern auch durch die Kaiserlichen und Königlichen Behörden (insbesondere das Königliche Polizei-Präsidium und die Königliche Ministerial-Baukommission), gelegentlich auch durch die Pflugschaftsmitglieder des Museums, sowie durch Mitglieder des „Vereins für die Geschichte Berlins“, nicht minder der „Brandenburgia, Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg“, auf das Wirksamste Unterstützung findet. Es wird dadurch das gänzliche oder doch teilweise Zerstoren älterer baugeschichtlich interessanter Gebäude und das Verschleppen abgebrochener einzelner Architekturstücke verhindert; gleichzeitig wird, soweit dies angänglich, Rat in Bezug auf Restaurierungsarbeiten und stilgerechte Ausstattung bei Neubauten erteilt. Vielfach sind dergleichen Architekturstücke, soweit sie nicht bei Um- oder Neubauten wieder Verwendung finden, vom Märkischen Museum gesammelt worden. Die bezügliche sehr reichhaltige Sammlung, welche häufig von

Architekten und Kunstbeflissenen zu Rate gezogen wird, ist in dem dazu gehörigen Katalog B X inventarisiert. Die Behörden liefern im übrigen die bei Hausabbrüchen und Tiefbauarbeiten auf ihren Geländen gewonnenen anderweitigen Fundstücke fast ausnahmslos an das Märkische Museum ab, einzelne Objekte sind an die vorgeschichtliche Abteilung des Königlichen Völkermuseums gelangt, einige auf Schlossterrain gemachten Funde an das Königliche Hohenzollern-Museum.

Endlich werden denkwürdige Gebäude, einzelne wie Häusergruppen, sowie die damit in Verbindung stehenden Prospekte (Stadtteilbilder) vor den ihnen drohenden Veränderungen photographisch aufgenommen. Vergleiche das Nähere unter Abteilung V dieses Berichts.

III. Ausflüge in die Provinz.

Auch in diesem Jahre wurden wieder zahlreiche Ausflüge in das äussere Weichbild von Berlin und in die Provinz unternommen, um durch persönliche Thätigkeit an Ort und Stelle die Bereicherung der Museums-Sammlungen zu fördern und durch wissenschaftliche Aufnahmen das für uns notwendige landeskundliche Material zu vermehren. Zugleich wurden diese Ausflüge zur Einwirkung auf die Bewohner benutzt, um deren Interesse für die Altertumskunde anzuregen und Zuwendungen an das Museum zu veranlassen.

Die Ausflüge, die vom Direktions-Vorsitzenden unter Zuziehung einzelner Pflugschaftsmitglieder und Freunde des Museums veranstaltet wurden, waren gerichtet nach:

Brunne, Kr. Osthavelland; Hennickendorf am Stienitzsee; Werder a. H., Genshagen, Kr. Teltow; Fürstenwalde a. Spree; Prenden, Kr. Niederbarnim; Wusterhausen a. D. und Kyritz; Oderberg i. d. Mark, Neuendorf und Parsteiner See; Joachims-
thal; Werbellin und Hubertusstock; Berkenbrück und Dehm-
See, Kr. Lebus; Wandlitz und Briesethal; Schmargendorf; Anger-
münde, Bölkendorf, Parsteiner See, Neu-Künkendorf; Rixdorf;
Pfaueninsel; Wittenberge; Sternebeck, Blumenthal und Straus-
berg; Friesacker sowie Kleessener Zotzen und Vietznitz, Kr.
Westhaveland; Belzig, Preissnitz, Mörz und Kuhlewitz; Jüterbog
und Niedergörsdorf; Löcknitzthahl, Fangschleuse, Gottesbrück
und Bergluch; Rudow, Philippsthal, Rehbrück und Saarmund.

IV. Wappenscheiben.

Das Museum hat sich schon seit 14 Jahren angelegen sein lassen, eine Sammlung aller in Berlin und in der Provinz Brandenburg geführter Wappenzeichen, auf Glas farbig gemalt und eingebrannt, herzustellen, um sie, zu Fenstern zusammengestellt, dem Publikum bequem

vor Augen zu führen. Da die Kosten der Selbstbeschaffung doch sehr gross geworden wären, so wurde den wappenführenden Körperschaften bzw. Personen die Stiftung der Wappenscheiben anheimgestellt und der gleichmässigen und billigen Herstellung wegen mit einem Glasmaler die Herstellung für den Preis von 10 M. für die Scheibe vereinbart. In Betracht kamen die Städte, die Adelsfamilien, die Innungen, die studentischen Vereinigungen und einige wissenschaftliche bzw. Kunst-Vereine.

Die Sammlung ist schon jetzt über Erwarten gross geworden; sie wird, abgesehen von ihrem eigentlichen Wert, zugleich eine kunstvolle Ausstattung der Fenster in dem neu zu errichtenden Museumsgebäude ermöglichen.

In diesem Jahre sind hinzugekommen:

2 Städte: Potsdam, Schöneberg,

2 Adelsfamilien: Freiherr von Bock, von Messerschmidt.

Im ganzen enthält diese Sammlung gegenwärtig die Wappen von

140 Städten (mehrere mit 2 Wappen),

224 adeligen Familien,

48 studentischen Vereinigungen,

55 Berliner Gewerken,

4 wissenschaftlichen Vereinen.

V. Ansichten älterer Bauwerke und Strassenzüge Berlins.

Die Museums-Verwaltung hat zugleich die Aufgabe, die bemerkenswerten Häuser und Strassenbilder Berlins photographisch zu fixieren, um sie der Nachwelt zu erhalten. Da nach dieser Richtung schon seit 20 Jahren gearbeitet wurde, so würde kaum noch Material zur Aufnahme vorhanden sein, wenn nicht der häufig stattfindende Abbruch von Häusern und ganzen Strassenzügen immer neue Veranlassung böte. Auch kommen bereits die älteren Landhäusergruppen in den äusseren Stadtteilen in Betracht.

Zur Aufnahme gelangten im Berichtsjahr Häuser der Spandauer-, Rosen-, Ross- und Leipzigerstrasse, des Leipzigerplatzes, Hegelplatzes und einige Häuser in den Aussenvierteln. Insbesondere wurde das Köllnische Rathaus noch kurz vor dem Abbruch von allen Seiten und im Innern aufgenommen. Die Innenaufnahmen schliessen zugleich die hauptsächlichsten Museumsräume ein, so dass die frühere Aufstellung der Sammlungen für die Dauer ersichtlich bleiben wird.

Verbraucht wurden an Etatsmitteln, einschliesslich des Ankaufs einiger älterer gestochener Ansichten 525 M.

VI. Öffentliche Gedenktafeln für berühmte oder verdiente Männer an deren Wohnstätten.

Im Berichtsjahr sind wiederum 2 neue Gedenktafeln auf städtische Kosten errichtet worden:

- a) für Theodor Fontane am Hause Potsdamerstrasse 134c,
- b) für Willibald Alexis (W. Hering) am Hause Zimmerstrasse 95.

Vorbereitet sind auf Rechnung des Etatsjahres 1900 die Gedenktafeln für

den Grosskanzler, Graf v. Carmer,
den Gerichtsschreiber und Begründer der städtischen Volksbibliotheken Friedrich v. Raumer.

Eine Uebersicht sämtlicher in Berlin befindlicher Gedenktafeln ist in einer „Anlage“ von unserm Mitglied Herrn Museums-Kustos Rudolf Buchholz zusammengestellt, welche ich mir ebenfalls zu verteilen erlaube.

Eine Ergänzung zu der daselbst unter No. 28 erwähnten, anscheinend verschwundenen Gedenktafel Alexander von Humboldt's am Hause Oranienburgerstrasse No. 67 füge ich an dieser Stelle hinzu. Das ursprüngliche Haus, an welchem die Tafel befestigt war, wurde im Jahre 1895 abgebrochen, und als der Neubau fertiggestellt war und die Gedenktafel wieder eingemauert werden sollte, stellte es sich heraus, dass sie fehlte. Vor kurzem wurde nun die massive und recht umfangreiche Tafel wieder aufgefunden. Unter dem Gerümpel eines Hauses der Johannisstrasse wurde sie zufällig von einem Arbeiter entdeckt; sie war mit dem alten Hause zugleich „auf Abbruch“ verkauft worden, und niemand hatte sich um sie bekümmert. Die Marmortafel trägt die Inschrift: „In diesem Hause wohnte Alexander v. Humboldt vom Jahre 1842 bis zu seinem Hinscheiden am 6. Mai 1859“; demnächst soll die Tafel wiederum an der Front des Hauses Oranienburgerstrasse 67, in dem sich jetzt die Klinik Humboldt-Haus befindet, angebracht werden.

Dem Verein für die Geschichte Berlins und dem hiesigen Verein für Volkskunde habe ich bereits mitgeteilt, dass ich im Frühjahr 1901 bereit sei, die Mitglieder an einem noch zu verabredenden Tage in der Neuaufstellung des provisorischen Museums zu führen, ich spreche diese Bereitwilligkeit hiermit auch gegenüber den Mitgliedern der Brandenburgia aus.

3. Das 125jährige Jubiläum der Firma Jacob Ravené Söhne u. Comp. ist hierselbst gestern gefeiert worden und überraschte den derzeitigen Chef des Hauses Kommerzienrat Louis Ravené mit vielfachen Ovationen. Eine aus mehreren hundert Personen bestehende Festversammlung vereinigte sich in der Gemäldegalerie des Hauses Wallstrasse 5/8 und brachte in feierlicher Weise ihre Glückwünsche zu dem Jubiläumstage dar. Den Reigen der Gratulanten eröffnete der älteste Prokurist der Ravenéschen Firmen Ottomar Schulze, der im

Anschluss an eine Ansprache eine kunstvoll ausgestattete Adresse überreichte, ihm folgten die Vertreter der Beamten und Arbeiter des Ravenéschen Hauses sowie die Abgesandten der Filialen. Pastor Reifenrath gratulierte im Namen der Gemeinde Marquard, in deren Bezirk das Rittergut des Herrn Ravené belegen ist. Der Pastor dankte seinem Patron gleichzeitig für den von diesem gestifteten Neubau der dortigen Kirche und überreichte als Erinnerungsgabe die in dem Grundstein des nunmehr abgerissenen Kirchleins gefundenen uralten Münzen. Für die Berliner Eisengrosshändler ergriff Herr G. J. Dellschau das Wort, während Geheimer Kommerzienrat Goldberger als Vertreter des Vereins Berliner Kaufleute und Industrieller sowie des Centralausschusses kaufmännischer, gewerblicher und industrieller Vereine den Chef des Ravenéschen Hauses als das Musterbild eines deutschen Kaufmannes feierte. Geheimer Kommerzienrat Herz gratulierte im Namen der Aeltesten der Kaufmannschaft, Kommerzienrat Jacob brachte die Glückwünsche des Vereins vom roten Kreuz, Kommerzienrat Moll verlas eine Adresse der Berufsgenossenschaften. Auf alle Ansprachen und Adressen dankte Herr Ravené, der an der Seite seiner Gattin die Gratulationen entgegennahm, stets mit herzlichen Worten. Er warf einen kurzen Rückblick auf den Werdegang seines Hauses, das sich in 125 Jahren aus kleinen Anfängen unter Leitung seiner Vorfahren und unter der seinigen zu der jetzigen Blüte entwickelt hat. Er gab die Versicherung ab, den Traditionen des Hauses treu bleiben zu wollen, die in emsiger ehrlicher Arbeit das Ziel des echten Kaufmanns sehen und es gleichzeitig für die Pflicht desselben erachten, mit allen Kräften auch dem öffentlichen Wohle zu dienen. Herr Ravené hat aus Anlass des Jubiläums der Pensionskasse seiner Angestellten 150 000 Mark zugewiesen sowie an alle seine Beamten und Arbeiter ein Monatsgehalt im Gesamtbetrage von 60 000 Mark auszahlen lassen.

Wir nehmen von diesen Vorgängen gern Akt, weil das Haus Ravené unleugbare langjährige Verdienste um den Handel und die Industrie in Berlin und unserer Provinz erworben hat. Wir gedenken dabei gern der freundlichen Aufnahme, welche die Brandenburgia in dem neuen schönen Geschäftsbau Wallstrasse 5—8 und in der dortigen altberühmten Gemälde-Galerie am 15. Mai 1897 (Brandenburgia VI S. 57—75) gefunden hat. Die Geschichte der Familie habe ich auf S. 57—69 Herr Professor Dr. Galland die Bedeutung der Bildersammlung auf S. 69—75 geschildert.

3a. Die Firma Rudolf Hertzog hat in der Agenda 1901 in gewohnter Weise einen hervorragenden Beitrag zur Heimatkunde geliefert: Die Spree von der Quelle bis zur Mündung S. 5 bis 54. Es wird darauf in der Sitzung am 19. Dezember ausführlicher eingegangen

werden. Die beigegebene Abbildung ist sehr anschaulich, auch bestens ausgeführt.

4. Die Berlinische Bildwirkerkunst, deren Wiederbelebung wir unserem Mitgliede Herrn Hof-Kunstweber W. Ziesch (in Firma W. Ziesch & Co., Berlin SO, Bethanien-Ufer 8) verdanken, ist wiederholt Gegenstand der Erörterung in der *Brandenburgia* gewesen.* Wir freuen uns, dass unser Mitglied bei der kürzlich geschlossenen Pariser Weltausstellung grosse Erfolge und allgemeine Anerkennung gefunden hat. Dem wohlorientierten, rühmlich bekannten Familienblatt „Die Saison“ entnehmen wir bei dem Interesse, welches die edle Bildwirkerkunst auch für unsere Heimat hat, aus der No. 59 (München, den 31. August 1900) zur Belehrung und Orientierung die folgenden geschichtlichen und technischen Angaben.

Dem ausgezeichneten Malerkünstler der „Gobelins“, Prof. Ehrmann, dankt man es, dass die im XVIII. und in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts völlig dekadente, nur mehr auf das sklavische Kopieren von Bildern jeden Genres beschränkte Bildwirkerkunst wieder in ihre ursprünglichen grossen und monumentalen Bahnen zurückgelenkt wurde. Es gehört durchaus gerade kein geschultes, wohl aber ein sehendes Auge dazu, um bei den Bildwirkereien aus der Blütezeit dieser Kunst die Prinzipien und technischen Mittel ihrer Erzeugung wahrzunehmen und die Einfachheit zu bewundern, mit welcher die Alten durch Konturen und 4—5 Schatten eines Tones in unvergleichlicher Weise zu wirken wussten; es ist eben alles in diesen Tapisserien organisch, grosszügig und monumental.

Die gemeinhin „Gobelins“ genannten Werke der Bildwirkerkunst sind Wirkarbeiten und schon die Bezeichnung „Wandteppich“, „Bildteppich“, „Figuren“- oder „Hängeteppich“ weist uns unzweifelhaft auf

* Besuch der *Brandenburgia* am 9. Sept. 1899 (*Brandenburgia* VIII, 264 fig.) und Erwähnung ebendasselbst IX, S. 257 (Sitzung vom 12. Sept. 1900). Litteratur: Die Gobelins-Manufaktur von Wilhelm Ziesch & Co., Separatabdruck aus dem Werke „Berlins Gross-Industrie“ von Paul Hirschfeld, Berlin 1899. — Von der Firma: Anleitung zur sachgemässen Behandlung alter echter Gobelins (Kunt-Handwebereien) Berlin 1899. — Der künstlerische Berather der Firma, Herr Historienmaler Konrad Astfalck, ebenfalls unser Mitglied, hat kürzlich eine heut ausliegende, treffliche, belehrende Studie veröffentlicht: Münchens Gobelins-Fabriken im 17. und 18. Jahrhundert und deren Zeugen im Neuen bayerischen National-Museum zu München (Berlin, Verlag von Karl Koch-Krauss, 1900), auf die wir zur Orientierung in der Geschichte auch unserer märkischen Gobelins-Manufaktur verweisen. Dass in Brandenburg-Preussen im 17. und 18. Jahrhundert Gobelins fabrizirt sind, scheint ganz vergessen zu sein. Erst kürzlich war in einer in Bayern erschienenen kunstgewerblichen Schrift zu lesen, dass in Deutschland nur zu Würzburg Gobelins angefertigt worden sein. Ein Besuch im Hohenzollern-Museum belehrt jedermann vom Gegentheil. Bezüglich der Astfalekschen Broschüre wird speciell auf das Albrechtsche Referat B No. 1 dieser Niederschrift verwiesen.

die Bestimmung und Verwendung solcher Teppiche im Rahmen einer grossen Architektur hin.

Die Bezeichnung „Gobelins“ trifft bekanntlich eigentlich nur auf diejenigen haute-lisse oder basse-lisse Tapisserien zu, welche nach 1662 aus den „Gobelins“, d. h. aus jener in Paris an der Bièvre gelegenen, alten Scharlach- und Schönfärberei der Gebrüder Gobelin hervorgingen, welche nach Verstaatlichung der Pariser Bildteppichmanufakturen durch Colbert mit diesen vereinigt wurde.

Ueberall auf der ganzen Welt, wo Freunde und Kenner der alten Bildwirkerkunst zu finden sind, wurde es als eine Wiedergeburt derselben freudig begrüsst, als die „Gobelins“ unter Guiffreys Leitung zum Prinzip der Alten zurückkehrten und haute-lisse-Tapisserien in grossen Formen und lauten, leuchtenden Farben mit wenig Tönen weben liessen.

Eine Vergleichung der Rück- und Vorderseite eines alten Bildteppichs belehrt uns sofort, dass neugewebte Tapisserien frisch und beleuchtend in der Farbe sein müssen, sollen auch noch zweite und dritte Generationen sich ihrer Schönheit erfreuen.

Diese Ueberzeugung drängte sich auch unwiderstehlich der Leitung der Gobelin-Manufaktur von Wilh. Ziesch & Co. in Berlin SO. auf, welche seit ihrem Bestehen über 4400 Quadratmeter alter Gobelins (einige von ihnen waren in ausgezeichneten Photogrammen vor und nach der Reparatur aufgenommen, in den Invalides ausgestellt) in ihren Ateliers zur Reparatur und Reinigung hatte und dabei Gelegenheit fand, bei jedem einzelnen Stück die eingehendsten Studien über das Verbleichen des Pigments der gefärbten Wollen- und Seidenfasern zu machen und eine auf Erfahrung beruhende Schwindungs- (Verbrennungs-) Theorie für die verschiedenen Pigmente aufzustellen. Diese streng wissenschaftlich durchgeführten Untersuchungen lieferten den untrüglichen Beweis, dass das Pigment selbst noch bei so echt gefärbten Wollen- und Seidenfasern im Laufe der Jahrzehnte und Jahrhunderte von 10—65 pCt. schwindet, je nach der Licht- und Luftbeständigkeit der verwendeten Farbstoffe.

Mit Ausnahme des hie und da noch vorkommenden Gold- und Silberfadens besteht das Material der Gobelins aus gefärbten Wollen- oder Seidengarnen oder -Zwirnen und verwendet die Berliner Gobelin-Manufaktur zum Färben ihrer Garne bzw. Zwirne lediglich vegetabilische Farbstoffe und den Farblack der Cochenille in Küpe oder Flotte nach vorhergegangenem Beizverfahren. Diese altbewährte und heute noch in Frankreich und bei den Färbern im Orient in ursprünglichster Form gebräuchliche Methode gewährleistet die seit vielen hundert Jahren erprobte beste Sicherheit gegen das Verblassen künstlich gefärbter Fasern, jedoch auch nur relativ, da Licht und Luft unausgesetzt an der Zerstörung des Pigments auch der echttest gefärbten Fasern arbeiten. Diese Zerstörung oder Verbrennung, deren Produkt das „Verbleichen“ ist, schreitet in

ihrem ersten Stadium schneller, in ihrem zweiten langsamer, d. h. in Jahrzehnten fast unmerklich vor. Das Eintreten des zweiten Stadiums bezeichnet man als das „Sterilwerden“ der Farben. Man versuchte zwar schon in alter Zeit das Sterilwerden künstlich zu beschleunigen, allein ohne rechten Erfolg und so begannen denn in neuerer Zeit dankeswerter Weise die „Gobelins“ in Paris wieder damit, zu ihren Geweben speciell verfertigte Kartons als Vorwürfe zu nehmen, die mit dem späteren Verbleichen müssen bereits rechneten und setzten so an die Stelle unzulänglicher künstlicher Verbleichungsversuche ihrer Garne ein practisches Gobelin-Karton-System.

Es wird hiernach der Karton eines Gobelins mit so leuchtenden und kontrastreichen Farben gemalt und nach ihm das Gewebe mit so energisch und feurig gefärbten Wollen und Seiden schattiert, dass es nach den so stark bleichenden Einflüssen der ersten fünf bis zehn Jahre, also erst dann, in der richtigen Weichheit und dem eigentlich beabsichtigten Kolorit erscheint und in dieser Schönheit, da ein späteres Verbleichen kaum mehr wahrzunehmen ist, Jahrzehnte lang sich erhält und auch einem Jahrhundert wohl noch trotzen dürfte. Nach dem Gesagten ergibt sich, dass sich die fahlen verblasenen und unkörperlichen Farbeffekte der modernen Kunstrichtung für diesen Zweck nicht eignen, dass vielmehr die kräftige Farbengebung und deshalb auch Modellierung der Renaissance und des Barocks sowie die Farbenkontraste des Helldunkels allein in Betracht kommen können.

Bei Beschickung der Pariser Weltausstellung nun hat sich die Berliner Gobelin-Manufaktur, um dem heutigen Verständnis für die Gobelin-Bildwirkerei entgegenzukommen, darauf beschränkt, neben einigen Kopien nach alten französischen Gobelins neue Tapisserien im Stile und im Sinne alter, schon etwas verblasster Gobelins auszustellen und zwar zwei Kopien von Tapisserien nach François Boucher, deren Originale sich im Besitze Sr. Majestät des Deutschen Kaisers befinden. Diese Originale stammen aus den letzten zwei Dritteln des XVIII. Jahrhunderts und sind ohne Zweifel aus einer der beiden französischen Staatsmanufakturen, entweder den „Gobelins“ in Paris oder jener zu Beauvais hervorgegangen. Der Gegenstand der Darstellung ist der Göttergeschichte entlehnt und lässt darauf schliessen, dass die beiden Originale zu einer jener zahlreichen tentures (unter einer „tenture“ verstand und versteht man eine Serie von Gobelins oder Tapisserien, die gleichen Genres zur Ausstattung eines Raumes dienten, also Möbelbezüge, Wandteppiche, Fensterzwischenbehänge etc.) „les amours des dieux“ gehören. Sichere Anhaltspunkte mangeln jedoch gerade während jener Periode der beiden Staatsmanufakturen, da erstens Boucher sehr häufig dasselbe Motiv unter gleicher Bezeichnung aber ganz abweichender Darstellung gemalt hat, und zweitens, weil die Gobelins im letzten Drittel des XVIII. Jahr-

hunderts die einzelnen Stücke in ihrem Inventarverzeichnis nicht mehr einzeln bezeichnet haben, sondern sich damit begnügten, solche vielleicht aus 10 bis 15 verschiedenen grossen „Panneaux decoratifs“ bestehenden Serien nur als „tenture d'après Monsieur Boucher“ zu vermerken. Ausgeführt sind die Originale, wie von fachkundiger Seite angenommen wird, in einem der drei Ateliers, denen z. Zt. Cozette, Neilson oder Audran als Chefs vorstanden.

Um nun noch näher auf das Wesen der Bildwirkerkunst einzugehen, so besteht ihre vornehmste Aufgabe darin, monumental zu wirken; sie schildert uns alsdann historische Scenen, Allegorien oder Bibelgeschichtliches. In diesem Falle arbeitet sie auf grober Kette, in grossen Massen mit starken Wollfäden, wenig Seide, aber desto mehr Gold- und Silberfäden, wobei sie nur wenige, höchstens fünf, häufig nur wenige, höchstens 3—4 Schatten oder Töne von jeder Farbe zu Hilfe nimmt. Dem Kunstweber jener Tage lieferte eben der Schönfärber verhältnismässig nur wenige Farben; seine Farbstoffe (Wau, Waid, Indigo, Scharle, Krapp, Cochenille und Kermes und noch einige wenige) liessen es nicht anders zu. Nach Art der Monumentalmalerei umgiebt die Bildwirkerkunst jener Tage ihre Figuren und Formen mit starken Konturen. So begegnen uns die Werke aus der Blütezeit der Bildwirkerkunst, aus dem XV. oder XVI. Jahrhundert. Unter dem höfischen Einfluss einer späteren Zeit verliert sich der monumentale Charakter und grosse Stil, das Genrehafte tritt an die Stelle des Historischen, das Unbedeutende an die Stelle des Bedeutsamen. Zeitgenössische Scenen und Episoden verdrängen die grossen Ereignisse der Weltgeschichte, Fürstenporträts und glatte Schmeicheleien beginnen Spielraum zu gewinnen. Der Stil verliert an Kraft und Grösse, er wird genrehaft, seicht und hascht nach malerischen billigen Effekten. Die Bildwirkerkunst arbeitet nun auf feiner Kette in grösseren oder kleineren Massen mit feinen Woll- und viel Seidenfäden und mit vielen, 30—50 Schatten eines Tones ohne Konturen in der vollen Wirkung eines Ölbildes. In diese Zeit fällt die Gründung der „Gobelins“ unter Louis XIV. Es folgt der Verfall unter Louis XV. und die Periode des Vegetierens von Louis XVI. bis zur Mitte des XIX. Jahrhunderts.

Traf auch unter Napoleon I., der sich für diesen Kunstzweig sehr interessierte, ein belebender Lichtstrahl diese stolze Industrie, so waren doch die bevorzugten Maler des Hofes, wie z. B. David, Gérard etc., nicht die Männer, welche sie mit Energie aus dem Banne des Genrehaften, Süsslichen und Kraftlosen befreien konnten.

Die schönen „gewebten Bilder“ François Bouchers weisen nichts mehr auf von der gewaltigen, der Bildwirkerkunst ureigenen, von ihr untrennbaren Monumentalität; sie sind es aber gerade, welche beim kaufenden Publikum auch heute noch den meisten Vorzug finden. Das war auch der Grund, weshalb die Berliner Gobelin-Manufaktur bei Be-

schickung der Pariser Weltausstellung mehr auf den Geschmack des Publikums als auf ihre eigene Wünsche Rücksicht nahm, welche dahin zielten und zielen, Tapisserien im Sinne und Stile des XVI. Jahrhunderts zu verfertigen. Bei den beiden „Panneaux décoratifs“ nach Kartons des langjährigen artistischen und technischen Leiters des Instituts, Historienmalers Konrad Astfalk, bestand nur die Absicht, zwei lustige und wirkungsvolle Saaldekorationen zu schaffen, wozu sich der Stil der genrehaften Tapisserien des XVIII. Jahrhunderts allerdings vorzüglich eignete.

Vielleicht kommt einmal eine Zeit und zu ihrer Herbeiführung hönnte die moderne Kunst-Litteratur viel beitragen, in der auch beim kaufenden Publikum ein beseres Verständnis für das Wesen und für die Aufgaben der Bildwirkerkunst erwacht und jene Betsrebungen, die wir eingangs erwähnten, Anerkennung und Würdigung finden werden.

Haben wir bisher nur immer den Geist der Bildwirkerkunst im Auge gehabt, ihre Aufgaben ästhetisch und geschichtlich beleuchtet und danach geforscht, weshalb sie monumental sein muss, so kommen wir nun auf das Kunsttechnische der Ausführung von Gobelingeweben überhaupt und die von der Berliner Gobelin-Manufaktur ausgestellten Objekte insbesondere, und da wollen wir schon an dieser Stelle betonen, wie es nicht dem mindesten Zweifel unterliegt, dass wir es hier mit Tapisserien von hervorragender Qualität und meisterlicher Technik zu thun haben.

In ihnen kommen lediglich die beiden so strenge geforderten Arten der Flächen- und Formengebung sowie der plastischen Modellierung der Gobelin-Webtechnik und zwar in kleinen Formen, die mosaikartige, in grösseren und grossen die Hachüren-Form, wie es die senkrechte Kette und der wagerechte Einschlag bedingen, zum Ausdruck.

Jede Form und jeder Gegenstand ist hier organisch, malerische Zufälligkeiten und unorganische Farbflecken wie sie zur Zeit des Verfalles, besonders bei François Boucher sich finden, aber technisch und ästhetisch bei Gobelins unstatthaft sind, sind hier nicht zu entdecken. Die mit den künstlerischen Rücksichten übereinstimmende wunderbare Technik, die Wirkung der durchsichtigen Flügel, welche lediglich durch Hachüren hervorgebracht wurde, die exquisite Behandlung von Fleisch und Luft sind Vollkommenheiten, welche nicht nur einem feinen künstlerischen Empfinden entspringen, sondern auch eine grosse manuelle Fertigkeit, eine gründliche Schulung und eine Unsumme von Aufmerksamkeit erforderten.

Es darf nicht unerwähnt bleiben, dass an diesen Tapisserien Mädchen — nur solche beschäftigt das Institut überhaupt — gearbeitet haben, welche zum Teil erst 4 und 6 Jahre in der Manufaktur thätig sind, während bekannt ist, dass die Manufakturen von Paris und Beauvais

bei ihren gewiss hochbegabten männlichen Arbeitskräften allein auf eine siebenjährige Lehrzeit dringen und eine solche voraussetzen, ehe sie die jungen Künstler für reif erachten, so komplizierte Hachüren-Webung auszuführen, wie sie alle Fleischteile, besonders menschliche Köpfe und Hände verlangen.

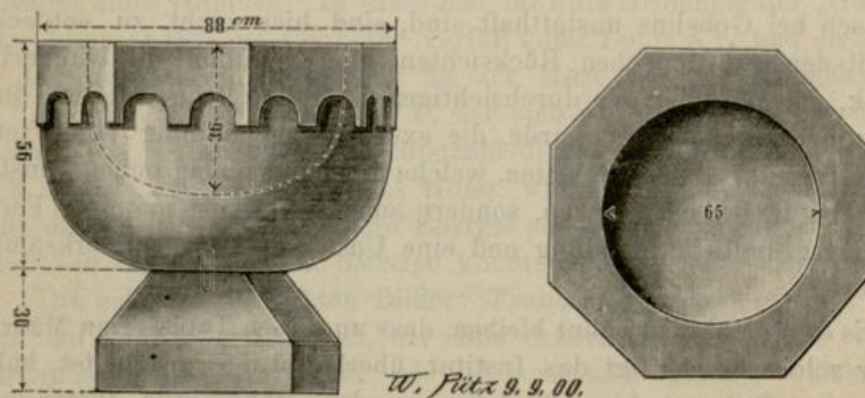
Die Berliner Gobelin-Manufactur von W. Ziesch & Co. in Berlin wurde gelegentlich der Kunstgewerbe-Ausstellung zu München 1888 mit dem Ehrendiplom für Wiedereinführung der Gobelin-Arbeit in vorzüglicher Ausführung, in Paris kürzlich mit der goldenen Medaille ausgezeichnet. Wir heben diese Auszeichnungen hervor, weil sie ein unbestrittenes Verdienst der Firma anerkennen.

5. Unser Mitglied Herr Otto Hasselkamp in Potsdam hat mir eine grosse Serie von Photographien, die er in unserer schönen Havel-Residenz und deren herrlichen Umgebungen letzthin aufgenommen hat, zur Verfügung gestellt, welche Serie Sie hier aufgestellt sehen. Desgleichen eine Photographie von dem Äusseren des Städtichen Verbrennungsofens an der Diestelmeyerstrasse, welchen die Brandenburgia am 17. v. M. unter meiner Führung besichtigte, nicht minder eine kleinere Photographie des Kapellenzimmers der mit dem Verbrennungsofen verbundenen Städtichen Leichensammelstelle sowie des dem hiesigen Verein für Feuerbestattung gehörigen plastischen Modells einer Feuerbestattungs-Anlage.

Diese Amateur-Aufnahmen, wie Sie sich leicht überzeugen, gehören zu dem Gelungensten, was auf photographischem Gebiete geleistet worden ist. Wir schulden Herrn Hasselkamp für seine Freundlichkeit besonderen Dank.

6. Romanischer Taufstein aus der Dorfkirche zu Rottstock, Kreis Zauch-Belzig. Am 9. September d. J. machte unter

*Alter romanischer Taufstein aus Sandstein in der Kirche zu Rottstock bei Brück
(Kr. Zauch-Belzig.)*



W. Fütz 9. 9. 00.

*Ausser Gebrauch und im Treppenhaus (Turmaufgang),
beide Theile von einander getrennt, aufbewahrt.*

meiner Leitung die Pflugschaft des Märkischen-Museums u. A. einen Ausflug auch nach dem gedachten friedlichen Dörflein. Die mittelalterliche Kirche daselbst ist in gotischen Formen gehalten, umschliesst aber wahrscheinlich einen romanischen Kern.

In der Turmhalle befindet sich — gewissermassen zur Bestärkung dieser Annahme — ein uralter romanischer Taufstein ausser Gebrauch verwahrt und zwar in zwei Teilen, das eigentliche Taufbecken für sich und der vierkantige Fuss desgleichen für sich.

Die beifolgenden zwei Abbildungen, von der kunstfertigen Hand unsers Mitgliedes Wilhelm Pütz entworfen, veranschaulichen das interessante altchristliche Kultusgerät. Höhe des Beckenstückes 56 cm, des Fusses 30 cm, Gesamthöhe also 86 cm. Grösste Tiefe des Beckens 36 cm, oberster Durchmesser desselben 65 cm. Der Rand ist achteckig gekantet, grösster Durchmesser 88 cm. Ober- und Unterstück waren durch einen Dübel verbunden.

7. Über seltene mittelalterliche Gefässe aus Kupfer oder bronzartigem Metall, flache Becken mit eingravierten, stets lateinischen Buchstaben und figürlichen Darstellungen, auf welche kürzlich unser Ehrenmitglied Professor Dr. Jentsch in Guben, sowie Herr Geh. Sanitätsrat Dr. Grempler in Breslau aufmerksam gemacht hat, habe ich in der Brandenburgia unter Vorlegung der bezüglichen Schriften am 9. Mai d. J. S. 99—101 gesprochen. Aus der Provinz Brandenburg ist nur das eine in der Gubener Gymnasial-Sammlung vorhandene Gefäss bis jetzt bekannt. Grempler kennt im ganzen einige 80 Exemplare.

Ich bin nun so glücklich gewesen, ein bis dahin den Forscheraugen entgangenes neues derartiges Gefäss in dem trefflichen Städtischen Altertümer Museum zu Frankfurt am Main, welches der vorzüglichen Leitung der Herren O. Cornill und Dr. F. Quilling unterstellt ist, als ich von der Saalburg-Grundsteinlegung zurückkehrte, bei einem Besuch am 14. Oktober d. J. aufzufinden.

Das angeblich kupferne Becken hat etwa 10 cm Höhe und etwa 35 cm obern Durchmesser, es ist leider innen recht defekt, lässt aber noch erkennen, dass darin die Myrrha-Sage dargestellt wird. (S. 44 des Führers durch das Städtische Historische Museum zu Frankfurt am Main von Dr. F. Quilling). Nach der orientalischi-griechischen Myrrha-Sage war über Kinyras, den König von Cypern, von der Göttin der Liebe (Aphrodite), die er beleidigt hatte, die Strafe verhängt worden, dass er unbewusst mit seiner eigenen Tochter Umgang pflog. Als er die Blutschande später entdeckte, wollte er seine Tochter und sich tödten und verfolgte sie mit gezücktem Schwerte; sie wurde von Aphrodite in einen Myrrhenbaum verwandelt, aus dessen berstender Rinde nach zehn Monaten der schöne Adonis entsprang. Die Direktion

giebt als das Alter des Beckens ganz richtig das 11. bis 12. Jahrhundert an.

Nach einer freundlichen Mitteilung des Herrn Cornill ist die Myrrha-Schale dem Museum geschenkt, nachdem sie aus der Privatsammlung des Freiherrn von Minnigerode in der Versteigerung erworben. Weiter lässt sich nichts sagen. Die Herkunft des merkwürdigen Stückes bleibt dunkel. Da, meines Wissens, viele der Gegenstände aus Hannover stammen, so möchte die Vermutung nahe liegen, dass die Myrrha-Schale dem nordwestlichen Deutschland entstammt, welches ein dgl. Gefäß (in Stade) geliefert hat. Der Zufall, welcher mitunter hilft, mag wohl noch später auf die richtige Spur führen, zumal dergl. Becken doch wegen ihrer Seltenheit und Seltsamkeit in die Augen gefallen sein müssen.

8. Führer durch Potsdam und Umgebung mit Karten, Ansichten und Fahrplänen. Herausg. von der Vereinigung zur Hebung des Geschäfts- und Fremdenverkehrs. 4. Aufl. (1890) Potsdam, in Kommission: A. Stein's Verlags-Buchhandlung. Die Illustrationen rühren zum Teil von unserm Mitglied O. Hasselkampff, zum Teil von O. Link her. Dies Buch ist in jeder Beziehung praktisch und kann für den Fremden-Verkehr bestens empfohlen werden.

9. Ein Gedächtnistuch auf den Hubertsburger Frieden 1763 bezüglich, ist von dem wissenschaftlichen Beirat des Märkischen Museums, Herrn General-Leutnant von Prittwitz und Gaffron in Karlsruhe, eingeschickt worden und wird zur Besichtigung ausgelegt. Das Tuch ist zur angegebenen Zeit weiss und rot mit vielen Figuren, Namen und Zahlen gewirkt worden und recht interessant. Ich entsinne mich zwei dergleichen Tücher in Händen gehabt zu haben. Zuletzt eins zu Bad Kissingen in der bekannten Sammlung des mit dem Fürsten Bismarck befreundeten Ökonomierat Streit, welche in den vom Reichskanzler bei seinen wiederholten Badeaufenthalten in dem vormals bischöflich würzburgischen Absteigehause auf der obern Saline enthaltenen Räumen untergebracht ist.

Auf dem sauber gewebten 1,2 m breiten und 0,92 m hohen Tuch erblickt man in der Mitte (von links nach rechts) die Porträts des Königs von Frankreich, des Königs von Polen, der Kaiserin Maria Theresia, Friedrichs des Grossen, der Kaiserin Katharina von Russland und des Königs Georg von England. In den Ovalen unter den Figuren befinden sich die Monogramme ihrer Namen. Über den Porträts schwebt zwischen der Aufschrift Ao. 1763 den 15. Feb. eine geflügelte weibliche Gestalt, eine Posaune blasend. Unten die Verse:

Zwey Kayser und drey Könige
sind nun des Krieges müde
Drum machen sie auf Gottes Winck
mit Preussen Friedrich steten Friede.

In den Ecken ist der preussische Adler mit dem Monogramm FR eingewirkt. Die Ränder zeigen teils eine Pyramide von Trophäen, teils je zwei Soldaten mit Trophäen.

10. Der Deutsche Goldschmiedetag und die 400 jährige Geburtsfeier des Altmeisters und Goldschmiedes Benvenuto Cellini am 2. d. M. ist — wie in unserer Sitzung vom 31. Oktober d. J. angekündigt — diesseitig im Künstlerhause, Bellevuestr. 3, beschickt worden und war die Brandenburgia im Vorstand durch mich und Herrn Franz Körner, im Ausschuss durch dessen stellvertretenden Vorsitzenden, Herrn Professor Dr. Georg Galland, vertreten.

Das Gedeihen des Goldschmiede-Gewerbes geht allemal gleichsinnig dem Wohlstande der Stadt und des Landes. Sind gute Zeiten da, so findet sich auch Geld zur Anschaffung von Geschmeide und allerhand Gerät aus Edelmetall. Insofern kann in der That das Blühen und Gedeihen der Gold- und Silberschmiedearbeit und der Juwelierkunst, in seinem Steigen und Fallen als eine Art Wetterglas des Blühens und Gedeihens der Städte angesehen werden.

Das gilt auch von unserer Stadt Berlin.

Man macht sich gewöhnlich von der Wohlhabenheit der letztern in alter Zeit einen falschen Bericht und unterschätzt in dieser Beziehung in der Regel das alte Berlin sammt seiner Schwesterstadt Kölln an der Spree ganz bedeutend. Das hängt damit zusammen, dass der furchtbare dreissigjährige Krieg bis heutigen Tages unverrückbar in der Volksseele lebendig geblieben ist und dass man sich auf die besseren wirtschaftlichen Zustände in unserer Mark vor jenen traurigen Zeiten nicht mehr zu besinnen vermag.

Es sei mir daher vergönnt, wenigstens mit ein paar Worten darauf hinzuweisen, dass Berlin in der Übergangszeit von der Gotik zur Renaissance eine wohlhabende Stadt war. Unser Mitglied Professor Dr. Friedrich Wagner hatte die Güte gehabt, mir für den 2. d. M. ein Verzeichniss des Juwelen-, Pretiosen-, Gold- und Silberschatzes der Kurfürstin Elisabeth, Gemahlin Joachims I., einer dänischen Prinzessin, zur Verfügung zu stellen, welchen sie im kurfürstlichen Residenzschloss verwahrte. Es ist das dieselbe hochgemute Fürstin, die später um ihres evangelischen Bekenntnisses halber in freigewählte Verbannung ging, und rührt aus Aufzeichnungen im Staatsarchiv her, welche Herr Wagner demnächst mit Erläuterungen versehen herauszugeben beabsichtigt, während ich Abschrift des einfachen Verzeichnisses der hiesigen Goldschmiede-Innung zu ihrem Ehrentage namens des Magistrats als städtische Gabe überreichen durfte. Das sehr reichhaltige Verzeichnis rührt von 1526 her und begreift die mannigfachsten Schmuck-Gegenstände des Körpers und der Kleidung, daneben aber auch kostbare

Toilettengeräte. Ich kann natürlich nicht behaupten, dass diese Sachen sämtlich in Berlin gefertigt seien (unter Berlin ist hier die Schwesterstadt Köln allemal inbegriffen), wenn auch der Kurfürst und die brandenburgischen Prinzen gewiss manche heimische Schmuckgabe der Kurfürstin verehrt haben werden, jedenfalls aber spricht dieser Kleinodien- und Silberschatz doch für die Mode der Zeit und deren Wohlstand.

Dieser fürstliche, aber auch der bürgerliche Wohlstand dauerten in der Renaissance- sowie in der Barock-Zeit, bis zu den Wirren des erwähnten beklagenswerten Religionskrieges fort, der allerdings infolge allgemeiner Verarmung die Thätigkeit des Goldschmiede- pp. Gewerks und überhaupt des Kunsthandwerks lahm legte. Um so erfreulicher ist es zu sehen, wie verhältnismässig schnell unter dem Grossen Kurfürsten das Kunstgewerbe aufblühte. Der Kurfürst selbst war diesbezüglich in einer guten Schule in den Niederlanden vorgebildet, die sich durch gediegene Pracht auszeichneten und vom Kriege weit weniger gelitten hatten. Dazu kam die Einwanderung der vertriebenen französischen Reformierten, welche Prachtliebe, kunstgewerbliche Fertigkeiten und teilweise auch Kapitalkraft ins Land brachten.

Die höchste künstlerische Blüte erreichte das Goldschmiede-Gewerbe während Kurfürst Friedrich's III., später König Friedrich's I. Regierung, unter dem Einflusse des genialen Andreas Schlüter. Dieser höchste Aufschwung des Spät-Barocks ist bislang nicht übertroffen worden.

Ganz beträchtlich sticht dagegen die Regierung des nüchternen und sparsamen Königs Friedrich Wilhelm's I. ab. Die Allongeperrücke ist mit dem Zopf vertauscht und der Zopfstiel ist der Förderung des Kunstgewerbes nicht sonderlich diensam. Dabei soll nicht verschwiegen werden, dass der sparsame Soldatenkönig an gewichtigem derben Silbergerät Freude hatte und solches im Inlande und sogar ausserhalb Landes in Augsburg fertigen liess. Aus seiner Zeit stammt ja gerade die bei A. Cosmar (Sagen und Miscellen aus Berlin's Vorzeit S. 1 ff.) und bei A. Kuhn (Märkische Sagen und Märchen S. 129 ff.) berichtete Erzählung von dem fleissigen, aber armen Goldschmied, bei dem der König ein goldenes Service bestellt, während gerade gegenüber die Frau und Tochter des reichen Konkurrenten aus Missgunst die abscheulichsten Gesichter schnitten, so dass der Monarch an dem Hause der Heiligengeiststrasse, worin der arme Meister wohnte, zur Beschämung des Gegenüber den vielbekannten weiblichen Neidkopf anbringen liess. *)

Die politischen und kriegerischen Wechselfälle unter Friedrichdem Grossen liessen auch hier ein stetiges Aufblühen des Kunst-

*) Die Neidkopfsage ist in der *Brandenburgia* mehrfach behandelt: *Brandenburgia* VII, 286 flg. u. 327 flg. VIII, 70.

gewerbes nicht zu, war doch zeitweilig die Geldnot eine so grosse, dass kostbares Gerät eingeschmolzen und minderwertiges Geld (die sogen. Ephraimiten) ausgegeben wurde*). Im Stil ringen Spätbarock (Louis Quinze-Stil), Rokoko, Zopfstil und der die Periode der Klassizität einfädelnde Louis Seize-Stil miteinander. Unter Friedrich Wilhelm II. überwuchert der letztgedachte Stil und herrscht eine kurze Blüte des Goldschmiedegewerks, um einem jähen Falle nach dem Zusammenbruch des preussischen Staats i. J. 1806 unter Friedrich Wilhelm III. Platz zu machen. Durch die Kriegskontributionen und Einquartierungen, durch die Kontinentalsperre, sowie das gänzliche Darniederliegen des äussern und innern Handels und Gewerbfleisses verarmten Berlin und Preussen, namentlich in den mittlern und östlichen Provinzen, schnell. Was an Gold- und Silbergerät noch gerettet war, wurde bei der Erhebung des Volkes i. J. 1813 auf dem Altar des Vaterlandes geopfert. „Gold gab ich für Eisen“ lautete der sinnige, erhebende Spruch, der auf den eisernen Ringen und Schmuckimitationen stand, welche gegen Trauringe und Schmuck aus Edelmetall eingetauscht wurden.

Dass unter so traurigen Verhältnissen der Juwelier, der Gold- und Silberschmied keinen grossen Verdienst haben konnte, dass der in Herrschaft tretende antikisierende Stil herb und einfach war, lag in den Zeitverhältnissen. Erst langsam hat sich das Kunstgewerbe wieder entwickelt in dem Maasse als Preussen den Gedanken, Deutschlands Vormacht und Deutschlands Einiger zu werden, mehr und mehr erfasste.

Wie Handel und Gewerbe seit der Aufrichtung des Deutschen Reichs immer lebhafter aufgeblüht sind, so hat sich auch das Kunstgewerbe — und darunter nicht zum Wenigsten dasjenige, welches uns im Augenblick beschäftigt — glänzend entwickelt.

Es war ein schöner Gedanke, den Deutschen Goldschmiedetag mit des grossen Florentiners Benvenuto Cellini vierhundertjährigem Geburtsfest zu verbinden. Ist er auch ein besonders vielseitiger Künstler, Musiker, Bildhauer, Erzgiesser, Medailleur und Edelmetallkünstler gewesen, so hat sich doch sein Ruhm vornehmlich auf dem letztgenannten Gebiete, als Juwelier, Gold- und Silberkünstler in der Erinnerung erhalten, wobei nur zu beklagen, dass gerade von den letztgedachten Werken sowenig aus seiner Meisterhand auf die Nachwelt gekommen ist, wie dies Herr Direktor Jessen vom Kunstgewerbe-Museum in seiner sinnigen Festrede des Näheren erörterte.

Kein geringerer als Goethe hat uns durch eine treffliche Übersetzung der Selbstlebensbeschreibung Cellinis mit dessen Werdegang vertraut gemacht. Ich schloss deshalb meine Ansprache, die ich als Ver-

*) Der Zopfstil macht sich, zum Teil zwischen anderen Stilarten hindurch, von 1710 bis 1780 geltend.

treter der Stadt Berlin am 2. zu halten hatte, absichtlich mit einem Citat aus dem Anhang zur Lebensbeschreibung Benvenuto Cellinis, Cottasche Ausgabe von 1856, Bd. XXIX S. 171. Goethe sagt daselbst folgendes:

„Zu damaliger Zeit genoss der Goldschmied vor vielen, ja man möchte wohl sagen, vor allen Handwerkern einen bedeutenden Vorzug. Die Kostbarkeit des Materials, die Reinlichkeit der Behandlung, die Mannigfaltigkeit der Arbeiten, das beständige Verkehren mit Grossen und Reichen, alles versetzte die Genossen dieser Halbkunst in eine höhere Sphäre.“

Ich fügte diesem Citat ein paar Worte hinzu, die ich um so lieber heut wiederhole, als der stellvertretende Vorsitzende der hiesigen Goldschmiede-Innung, Herr Paul Telge, unserm Vorstand angehört: „Meine verehrten Herren, möge das, was der Altmeister Goethe von Ihren Berufsgenossen im Cinquecento gesagt hat, auch von der Gegenwart, möge es von Ihren Berufsgenossen für alle Zeiten gelten: Das ist unser aufrichtiger Wunsch an Ihrem heutigen Ehrentage.“

Und ich schliesse mit Rücksicht auf unser erwähntes verehrtes Mitglied hier in der Brandenburgia den Wunsch an, möge es dem Kunstgewerbe niemals an derartigen Meisternfehlen, die sich wie Herr Paul Telge zur Belebung und Förderung ihres Kunststrebens in den Geist des Altertums vertiefen, sowohl in die Werke, welche uns von den klassischen Völkern den Altertums, wie von unsern nordischen Alvorderen überkommen sind; steht doch gerade der Genannte in der glücklichen Nachbildung und Ergänzung derartiger Werke unerreicht in der Gegenwart da, wie u. A. die prächtigen Nachbildungen vorgeschichtlicher und frühgeschichtlicher Herkunft gezeigt haben, welche Herr Telge im grossen Saal des Ständehauses am 12. Dezember 1894 (Brandenburgia III, S. 239) für unsere Mitglieder zu deren Freude und Überraschung ausgestellt hatte.

Ausgelegt und, soweit ich Vorrat besass, mitgeteilt habe ich die zu dem Goldschmiedetage erschienene, mit dem Brustbild des grossen Florentiner Altmeisters geschmückte „Festgabe zur vierhundertjährigen Geburtsfeier des Altmeisters und Goldschmiedes Benvenuto Cellini und zum Deutschen Goldschmiedetage in Berlin am 1., 2., 3. und 4. Nov. 1900“ (Verlag von Herm. Schlag Nachf., Leipzig). Ebenso verteile ich einige Exemplare von Nr. 21 und 22 (1. und 15. Nov. d. J.) des „Journal der Goldschmiede-Kunst. Fachzeitschrift für Gold- und Silberschmiede, Juweliere und verwandte Gewerbe“. 21. Jahrg. Leipzig, im gleichen Verlag, Nr. 21 als Festnummer ausgestaltet, Nr. 22 den Festbericht enthaltend. Dgl. sei erwähnt die Nr. 4 vom 20. d. M. der „Kunst-Halle“, woselbst unser Mitglied Herr Prof. Dr. G. Galland auf S. 49—51 „Vom deutschen Goldschmiedetage“ eingehend berichtet.

Endlich lege ich das allen Fachgenossen wohlbekannte Werk Dr. Friedrich Sarres vor: „Die Berliner Goldschmiede-Zunft von ihrem Entstehen bis zum Jahre 1800. Ein Beitrag zur Kunst- und Gewerbe-Geschichte Berlins“ (Berlin 1895), ein vortreffliches Pracht-Werk, dessen Bedeutung weit über den örtlichen Rahmen hinausgeht.

1555 zählt man in Berlin und Kölln 23 Goldschmiede-Meister, die sich zu einer Innung zusammen thun; es ist das sehr bedeutend, wenn man denkt, dass um dieselbe Zeit in dem reichen westlichen Strassburg mit viel grösserer Bevölkerung nur 50 bis 60, in dem östlichen Königsberg i. Pr. nur 9 Goldschmiede thätig waren. Aber Berlin-Kölln war eben damals, wie vorangedeutet, eine wohlhabende Gemeinde. Im 17. Jahrh. finden wir als hervorragenden Goldschmied Daniel Mannlick den Ältern (* 1625 † 1701). Grabdenkmal für ihn und seine Gattin von Andreas Schlüter in der hiesigen Nikolai-Kirche. Einen grossen Ruf hatte Johann Christian Lieberkühn (* 1669 † 1733). Er erhält bedeutende Aufträge von Friedrich Wilhelm I., der ihn 1732 mit dem Einlager eines Unteroffiziers mit 6 Musketieren bedroht, wenn er nicht binnen 10 Tagen seine Arbeiten fertig stellt (Sarre S. 81). Ebenso hervorragend ist sein Sohn Christian (1735—1764). Unter Friedrich II. sind die Hofjuweliere Gebrüder André, sowie Reclam Vater († 1754) und Sohn (* 1738 † 1817) zu nennen. — Verschiedene vortreffliche Berliner Goldschmiede-pp. Arbeiten werden bei Sarre, auf den überhaupt des Weiteren verwiesen werden muss, abgebildet.

B. Herr Dr. Gustav Albrecht teilt die folgenden drei Berichte B 1—3 mit. Zunächst im Anschluss an den Bericht A No. 4 dieser Niederschrift:

1. Münchens Gobelin-Fabriken im 17. und 18. Jahrhundert und deren Zeugen im Neuen Bayerischen National-Museum zu München. Eine Studie von Konrad Astfalck, Berlin (Karl Koch-Krauss) 1900. —

Diese interessante Broschüre, welche mit der Landeskunde der Mark Brandenburg zwar nichts unmittelbar zu thun hat, lege ich Ihnen deshalb vor, weil sie von einem Mitgliede der „Brandenburgia“, dem artistischen und technischen Leiter der Gobelin-Manufaktur W. Ziesch & Co., Konrad Astfalck, verfasst ist und weil sie ferner wertvolle Beiträge zur Geschichte der Kunstweberei in Deutschland enthält.

In München ist gegen Ende September das Neue Bayerische National-Museum eröffnet worden, in dem Altertümer und Kunstschätze aus allen Gauen Bayerns aufgestellt sind. Unter diesen Schätzen befinden sich auch eine grosse Anzahl gewirkter Tapeten und Gobelins, welche zum grössten Teil in München selbst hergestellt sind. Diese Thatsache, dass bayerische Fürsten den nur in Flandern und Paris gepflegten Zweig des Kunstgewerbes in ihrer Hauptstadt haben ausüben

lassen, ist wenig bekannt, und es ist deshalb für die Geschichte der Kunstweberei von grosser Wichtigkeit, dass der Verfasser, einer der besten Kenner dieses Kunstzweiges, angeregt durch die künstlerische Ausführung und die Farbenwirkung der Münchener Gobelins, die Spuren dieser Industrie bis zu ihren Anfängen zurückverfolgt hat. Die Ergebnisse seiner Untersuchungen hat Astfalck in der genannten Broschüre niedergelegt.

Dem Charakter des Neuen National-Museums entsprechend sind die Wandteppiche und Gobelins, deren Zahl weit über 100 beträgt, in den einzelnen, einer bestimmten Zeitepoche gewidmeten Zimmern untergebracht und bilden hier durch ihre prächtige Farbenwirkung und den Reichtum an Gold- und Silberstickerei im Verein mit anderen Kunstgegenständen, Möbeln und Deckentäfelungen einen hervorragenden Schmuck der betreffenden Abteilungen. So finden sich in dem grossen Renaissancesaal, den ein Teil der berühmten Holztäfelung aus dem Dachauer Schlosse schmückt, prachtvolle goldstrotzende Wandteppiche, im Ottheinrich-Saale ein hochinteressanter Stammbaumgobelin, im Saale des Kurfürsten Maximilian I. Gobelins mit Darstellungen aus der römischen und biblischen Geschichte, und in den nächsten Sälen mehrt sich die Zahl der in München hergestellten Wandteppiche ganz erheblich. Es ist ein Stück Kunstgeschichte vom Mittelalter bis zur Neuzeit, das die Wände hier entrollen, und für den Deutschen besonders interessant, da sie ein Stück deutscher Kunstgeschichte umfassen. Die meisten dieser Wandteppiche sind von dem Bildwirker Hans van der Biest hergestellt, der im Anfang des 17. Jahrhunderts als Hofweber des Kurfürsten Maximilian I. in München lebte und nach Entwürfen des Malers und Bildhauers Peter Candid arbeitete.

Bereits der Vorgänger Maximilians, Herzog Albert V. von Bayern, hatte den Plan gefasst, um billiger zu schönen Wandteppichen zu kommen, eine eigene Teppichweberei in München zu errichten, aber erst dem Kurfürsten Maximilian I. gelang es, das Unternehmen ins Werk zu setzen. Nachdem ein Versuch mit flandrischen Webern aus Frankenthal, woher der Kurfürst einen grossen Posten Wandteppiche bezogen hatte, missglückt war, berief er im Jahre 1604, trotz des Widerstandes der spanischen Statthalter in den Niederlanden, den genannten Jean van der Biest mit 6 anderen Webern nach München und liess von ihnen eine Hautelisse-Weberei einrichten, die in den folgenden Jahren eine erspriessliche Thätigkeit entfaltete. In dieser Zeit sind die grossen Gobelins mit Darstellungen aus der Geschichte des Hauses Wittelsbach, eine Serie Wandteppiche mit den vier Jahreszeiten, 2 Tapisserien „Tag und Nacht“ und Gobelinstoffe für eine Zimmereinrichtung mit Darstellungen der zwölf Monate, welche sämtlich im National-Museum aufbewahrt werden, angefertigt worden. Im Jahre 1612

tritt dann plötzlich ein Stillstand in der Münchener Manufaktur ein, die Vlamen kehren in ihr Vaterland zurück und auch Hans van der Biest verlässt schliesslich München.

Dieser flandrischen Epoche der Münchener Bildwirkerei folgt dann, wie Astfalck nachweist, im 18. Jahrhundert eine französische Epoche. Kurfürst Maximilian II. Emanuel, der sich als spanischer Statthalter in den Niederlanden eine grosse Vorliebe für farbenprächtige Wandteppiche zu eigen gemacht hatte, gründete im Jahre 1718 eine neue Hautelisse-Manufaktur in München. Er beschäftigte, wie dies nach dem Erlöschen der flandrischen Teppichweberei und bei der Berühmtheit der Pariser Fabrik auch nicht anders zu erwarten war, ausschliesslich französische Kunstweber. Zwei ehemalige Gobelins-Leute, die Franzosen Chedeville und Santigny, waren nacheinander die Direktoren der neu gegründeten Manufaktur und fast alle Meister und Gesellen hatten ihre Ausbildung in den „Gobelins“ in Paris erhalten. Der grösste Teil der in dieser Manufaktur angefertigten Arbeiten ist noch im Neuen Bayerischen National-Museum vorhanden, u. a. eine „Geschichte der Bayernherzöge“, die in den Jahren 1732–1746 gezeichnet ist. Die mit dem Namen Santignys signierten Gobelins und Tappisserien stammen aus den Jahren 1767–1790. Das letzte Stück, auf dem sich sein Name eingewebt findet, ist ein „Festmahl der Götter“, das gar die Jahreszahl 1802 trägt. Das Bestehen der zweiten Münchener Manufaktur lässt sich bis 1808 verfolgen, dann fehlen weitere Nachrichten.

Obwohl die Bildwirkerkunst nie recht heimisch in Deutschland geworden ist, zeigen doch die im Neuen Bayerischen National-Museum aufbewahrten Schätze und die in Berlin aus der Zeit des Grossen Kurfürsten erhaltenen Gobelins, dass deutscher Fleiss und deutsche Genauigkeit sich für diesen Zweig des Kunstgewerbes besonders eignen, denn neben den flandrischen und französischen Webern haben auch deutsche Arbeiter sowohl in der Münchener Manufaktur wie in Berlin unter Pierre Mercier mitgewirkt, und die seit einigen Jahren in Berlin wieder aufgenommenen Versuche mit der Hautelisse-Weberei (vgl. meinen Aufsatz „Gobelinsweberei“: Bär XIX. 619 ff.) lassen vermuten, dass die Bildwirkerkunst sich auch in Deutschland einmal zu ähnlicher Blüte entfalten wird wie vor Jahrhunderten in Frankreich, Flandern und Italien.

2. Heimatkunde der Provinz Brandenburg. Für die Hand der Schüler dargestellt von H. Quilisch, Rektor in Freienwalde a. O. Mit Bildern und mit einer Karte. 2. vermehrte und verbesserte Auflage. Selbstverlag. Freienwalde a. O. 1900. — Vor Jahresfrist, in der Sitzung vom 29. November 1899, konnte ich Ihnen dieses kleine Werk, welches, von einem Mitgliede der „Brandenburgia“, Herrn Rektor Quilisch, verfasst, nunmehr in 2. Auflage erschienen ist, vorlegen und bestens empfehlen.

Ich wünschte dem Büchlein damals, dass es recht schnell Verbreitung in märkischen Schulkreisen finden möge, und dieser Wunsch ist schneller, als ich erwartet habe, in Erfüllung gegangen: bereits nach sechs Monaten war die erste Auflage vergriffen. Sicherlich ist dieser schnelle Vertrieb ein Zeichen für die Brauchbarkeit des Buches und für die Notwendigkeit einer solchen Heimatkunde, und wenn der Verfasser mit dem Absatz der 2. Auflage, welche vielfach verbessert und auch mit einer kleinen Karte ausgestattet worden ist, ebensoviel Glück hat wie mit der ersten, so kann er auf den Erfolg seines Buches stolz sein.

3. Sperrung des Blumenthal. Wie unser verehrter Herr Vorsitzender, Herr Geheimrat E. Friedel, bereits in der September-Sitzung mitteilte, sind die märkischen Naturfreunde und Touristen in den Sommermonaten durch allerlei unheilvolle Zeitungsnachrichten über die Sperrung und die Abholzung des Blumenthal bei Strausberg sehr beunruhigt worden. Bald sollte der Blumenthal gänzlich gesperrt, bald nur auf einzelnen Wegen verboten sein; bald sollte der ganze Gamengrund abgeholzt werden, bald nur ein Teil des westlichen Abschnittes nach Hirschfelde zu der Axt zum Opfer fallen u. a. m. Auch verschiedene Anfragen märkischer Touristenvereine brachten kein Licht in die Dunkelheit der beunruhigenden Gerüchte. Man stellte nur fest, dass die Forstverwaltung der Baronin von Eckardstein auf Prötzel, zu deren Besitz der Blumenthal gehört, den Besuch des Waldes ausserhalb der öffentlichen Wege verboten habe und nur solchen „Personen, von denen voraussichtlich Beschädigungen der durchwanderten Forsten nicht zu erwarten sind,“ Erlaubnisscheine gegen Zahlung von 1 Mk. für die Person ausstellen würde. Über die geplante Abholzung einzelner Teile liess sich dagegen nichts Genaueres ermitteln.

Die vielfach sich widersprechenden Nachrichten, die immer wieder in den Zeitungen auftauchten, veranlassten schliesslich den Vorstand der „Brandenburgia“ sich mit der Angelegenheit zu befassen, und in der September-Sitzung wurde beschlossen, eine Exkursion zur Feststellung des Sachverhalts nach dem Blumenthal zu unternehmen. Diese Exkursion hat am 23. September stattgefunden, und ausser einigen Mitgliedern des Vorstandes beteiligten sich daran verschiedene Pfleger des Märkischen Museums und andere Freunde der märkischen Heimat. Geleitet wurde die Exkursion wie alle ähnlichen von unserem Vorsitzenden, die Führung durch den Blumenthal hatte Oberlehrer Dr. Böttger aus Wriezen übernommen.

Die Teilnehmer der Wanderfahrt hatten sich zunächst nach Tiefensee begeben, wo sie von Dr. Böttger erwartet wurden, und suchten von hier aus die Umgebung des prächtigen Gamensees auf, der sich als Fortsetzung der Seenkette bei Leuenberg von der Tiefenseer Ziegelei aus in schluchtenähnlicher Mulde südlich bis zur Prötzeler Chaussee hinunterzieht. Das Westufer des Gamensees liegt auf dem Gebiet der Königl.

Tiefenseer Forst, gehört also noch nicht zum verbotenen Paradies des Prötzeler Waldes und kann deshalb auf seinen lauschigen Wegen ungestraft betreten werden. Die prächtigen Ausblicke vom Nordende des Sees, der mit seinen eigenartig gestalteten Umrahmungen von Laub- und Kiefernwald an die Gebirgsseen des Schwarzwaldes erinnert, fanden ebenso wie die idyllische Umgebung des West- und Südufers gebührende Anerkennung, und man bewunderte den Natursinn des märkischen Liederdichters Pastor Schmidt von Werneuchen, der hier im Grunde an der Südspitze des Sees seine bei Alt und Jung beliebten Volksfeste feierte. Auch von der Höhe der Prötzeler Chaussee, die an dieser Stelle etwa 20—25 m hoch durch den Gamengrund aufgeschüttet ist, genießt man einen grossartigen Anblick auf den Gamensee und auf den südlich sich hinziehenden, tief eingeschnittenen Gamengrund mit seinem wogenden Wipfelmeer und seinen moosigen Abhängen.

Westlich vom Gamengrund bis zum Vorwerk Werftpfuhl zieht sich das Waldrevier hin, das leider der Vernichtung geweiht ist. Dieser Abschnitt der Prötzeler Heide ist nach dem Tode des Barons von Eckardstein durch Vererbung in den Besitz eines Verwandten des Grafen von Finckenstein auf Ziebingen übergegangen und von diesem an eine Berliner Aktiengesellschaft für Holzverwertung und Imprägnierung verkauft worden, die nunmehr das ganze Gebiet bis an den Gamensee hin abholzen will. Bei Werftpfuhl ist bereits mit der Abholzung begonnen worden, eine Schneidemühle verarbeitet das gewonnene Rohmaterial sofort an Ort und Stelle, und auf diese Weise wird nach und nach der gesamte, etwa 900 Morgen umfassende Waldbestand zu Balken und Brettern verarbeitet werden. Da die Grenze des betreffenden Gebiets mitten durch den Gamengrund geht, so wird vermutlich die westliche Hälfte seines Baumbestandes in einiger Zeit verschwinden, und die so oft gerühmte Schönheit des Gamengrundes wird dann auf Jahre hinaus vernichtet sein und nur in den begeisterten Schilderungen märkischer Naturfreunde fortleben. Noch ist es Zeit, dem unheilvollen Treiben kaufmännischer Spekulation Einhalt zu gebieten und wenigstens die Waldpartieen im Gamengrunde und seiner nächsten Nähe zu schützen. Noch ragen die Wipfel der stattlichen Bäume zum Entzücken des Wanderers empor und mahnen ihn mit ihrem Rauschen, seine Stimme zur Rettung des bedrohten Waldreviers zu erheben, aber bald werden sie der Axt zum Opfer fallen und knirschend und ächzend werden sie niedersinken, seufzend über den Undank der Welt, die sie so oft durch ihre Schönheit entzückt haben. Vielleicht wird dem herrlichen Baumbestande ein Retter erstehen und dem Gamengrunde seinen reizenden Schmuck erhalten. Jedenfalls wäre es im höchsten Grade zu bedauern, wenn die massgebenden Behörden nicht so viel Macht über eine Privatgesellschaft besässen, um die Verunstaltung des

Blumenthals zu verhindern. Ich möchte deshalb von dieser Stelle aus einen Appell an die Denkmalschutz-Kommission der Provinz Brandenburg richten, einen energischen Versuch zur Rettung des bedrohten Waldreviers zu machen. Im Spitzkrug zu Tiefensee, in unmittelbarer Nähe des Gamengrundes, hängt eine schmucklose Tafel, auf der die folgenden Verse verzeichnet stehen:

„Der Wald ein Segen,
Wo Gott ihn schuf —
Den Wald zu pflegen
Ein schöner Beruf.“

Dieses Sprüchlein sei allen, die an der Vernichtung des Waldgebiets mitarbeiten, als Mahnung zugerufen, und auch denen, die in stande sind, die Abholzung der schönsten Partien zu verhindern. Noch sei die Hoffnung nicht aufgegeben, dass uns der Gamengrund in alter Herrlichkeit erhalten bleibt, die „Brandenburgia“ wenigstens sollte, so viel in ihren Kräften steht, zu seiner Erhaltung beitragen.

Vom Gamensee aus begaben sich die Teilnehmer der Exkursion in östlicher Richtung in das Gebiet des Blumenthal hinein und gelangten auf dem sogenannten Grenzwege durch romantische Schluchten und prächtigen Buchenschlag zum Russengrund und zum idyllischen Pichensee und von dort auf der alten Berliner Strasse nach Sternebeck, von wo aus die Rückfahrt angetreten wurde. Überall auf dem Wege entfaltete sich die geheimnisvolle Schönheit des Blumenthal, der in seinem bereits herbstlich gefärbten Sommergewande gerade um diese Zeit einen unbeschreiblich schönen Anblick gewährte. Allgemein wurde es von den Mitgliedern der Exkursion bedauert, dass dieses Kleinod unter den märkischen Wäldern von nun an den Naturfreunden verschlossen sein soll.

Ganz so schlimm, wie es auf den ersten Augenblick aussieht, ist es übrigens mit der Sperrung des Blumenthal nicht. Freilich besteht das Gebot der Forstverwaltung, und auch die erwähnte „Lustbarkeitssteuer“ von 1 Mk. für die Person wird erhoben, aber trotz dieser Bedrückungen braucht man auf eine Wanderung durch den Blumenthal nicht zu verzichten, ja, man kann sogar, ohne einen Pfennig zu bezahlen, allein auf den öffentlichen Wegen einen lohnenden und genussreichen Spaziergang unternehmen.

Da ist zunächst die Chaussee von Werneuchen nach Prötzel. Sie führt uns an dem herrlichen Gamengrund und dem Gamensee vorüber und durch einen stattlichen Buchenwald zum Vorwerk Blumenthal, in dessen Nähe sich die vielgenannte, sagenumwobene „Stadtstelle“ befindet. Dieser Ort, der landschaftlich wenig reizvoll ist, wird rings von Ackerland umgeben und ist bis zur Erntezeit überhaupt nicht zu erreichen. Erst wenn der Wind über die Stoppeln weht, kann man der „Stadtstelle“, die nur der historischen Merkwürdigkeit und des

grossen „Marktsteins“ wegen von den Touristen aufgesucht wird, einen Besuch abstatten, und da im allgemeinen das Betreten der Stoppelfelder nicht verboten ist, so würde man sich bei einem Rundgang auf der „Stadtstelle“ wohl keiner Uebertretung des freiherrlichen Verbots schuldig machen. Auch der weitere Teil der Chaussee nach Prötzel führt durch schöne Buchenwaldung und kann ungestört betreten werden. Für die Umgebung und den Park von Prötzel muss allerdings eine besondere Erlaubniss zur Besichtigung eingeholt werden, aber das war früher auch schon der Fall und ist ganz selbstverständlich. Eine zweite öffentliche Strasse, die den Blumenthal von Südwesten nach Nordosten durchquert, ist die alte Berliner Strasse, ein jetzt wenig benutzter Fahrweg, der von Hirschfelde über Forsthaus Heidekrug und Blumenthal nach Dorf Sternebeck führt, den Gamengrund schneidet, den Blumenthalsee berührt und mannigfache Schönheiten des Waldgebiets enthüllt. Eine dritte Strasse von Prötzel nach Biesow durchschneidet einen anderen Abschnitt des Waldes und führt durch abschüssige Schluchten und an anmutigen Waldpartieen entlang zu einer reizenden Seenkette nördlich von Biesow, die bereits ausserhalb des verbotenen Gebiets liegen, aber landschaftlich zum Blumenthal gehören und seinen schönen Partieen nicht nachstehen. Der nördlich von der Chaussee gelegene Teil des Blumenthal ist durch die beiden Landwege so ziemlich zugänglich, denn von diesen aus führen eine ganze Anzahl Fahrwege, die auch durch Wegweiser als öffentliche Wege gekennzeichnet sind, in den Wald hinein, und wenn man sich nicht ausserhalb der Wege betreffen lässt, kann man mit grossem Vergnügen und ohne „Eintrittsgeld“ diese Partieen des Waldes durchwandern. Einige hervorragende Schönheiten allerdings, wie die Picheberge, die beiden Picheeseen, den Blumenthalsee und den Faulen See, sowie die Schluchten der Springberge, werden dem Wanderer, der die Gaben der gütigen Mutter Natur umsonst bewundern will, verschlossen bleiben, da sie abseits von den öffentlichen Wegen liegen, aber mit List und Schläue wird er sich den Genuss dieser verbotenen Früchte gleichfalls ohne grosse Schwierigkeiten verschaffen können.

Noch günstiger liegen die Verhältnisse in dem Teile, der sich südlich von der Chaussee ausbreitet. Den Gamengrund kann man getrost durchwandern, da sich ein Grenzweg hindurchzieht, der das Prötzeler Gebiet von dem vormals Finckensteinschen Revier trennt; über Heidekrug führt ein öffentlicher Weg, und an diesen schliesst sich der Grenzgrund an, eine romantische Schlucht, die die Gielsdorfer Forst von der Prötzeler trennt. Also auch dieser Abschnitt des Blumenthal steht dem Wanderer zur Besichtigung offen, er darf sich nur nicht auf verbotenes Gelände begeben. Der Grenzgrund führt zum Grossen Lattsee, und die auf Gielsdorfer Gebiet liegenden Dachsberge ermöglichen es, einen Blick

auf diese Perle märkischer Seen zu werfen; ebenso ist ein Spaziergang am westlichen Ufer der beiden Lattseen bis zur Südspitze herum ohne weitere Kosten möglich, da diese Gegend nicht zu dem verbotenen Gelände gehört. An der Ostseite der Seen, von diesen allerdings durch eine Anhöhe getrennt, zieht sich ein Fahrweg zur Prötzeler Chaussee hinauf, und hinter der „Stadtstelle“ führen mehrere öffentlichen Wege zum Walddorfe Lettin am Fusse der Bienenberge hinunter, so dass auch die östliche und westliche Umgebung der „Stadtstelle“ ungehindert von jedermann aufgesucht werden kann. Schliesslich führen durch den östlichen Abschnitt des Blumenthal eine ganze Anzahl öffentlicher Wege und Chausseen von Prötzel aus nach Strausberg, Klosterdorf und Rühlsdorf und andererseits von Wilkendorf nach Prädikow und von Klosterdorf nach Grunow, so dass es auch hier kaum ein Gebiet giebt, das man nicht aufsuchen könnte.

Alles in allem ist der Blumenthal trotz des Verbotes der Forstverwaltung nicht so verschlossen und unzugänglich, wie es nach den beunruhigenden Zeitungsnachrichten anfangs scheinen musste, und die Erkundigungen, die von den Teilnehmern der Exkursion in den Ortschaften der Umgebung des Blumenthal eingezogen wurden, haben denn auch ergeben, dass bisher keine Belästigungen von Touristen, die sich auf öffentlichen Wegen befanden, stattgefunden haben. Es liegt deshalb auch kein Grund vor, eine Aufhebung des Verbotes zu befürworten, da durch die öffentlichen Wege, wie aus den obigen Angaben ersichtlich ist, den Besuchern des Blumenthal vollkommen Gelegenheit geboten ist, die Schönheiten des herrlichen Waldes kennen zu lernen. Wer sich in die verborgenen Reize des Blumenthals vertiefen will, muss allerdings in den Beutel greifen und das festgesetzte Eintrittsgeld entrichten. Allzuviel dürfte indes nicht in den forstwirtschaftlichen Säckel fliessen, da die meisten Besucher des Blumenthal sich mit dem begnügen, was sie bei einer Wanderung auf den öffentlichen Wegen zu sehen bekommen, und das ist auch genug des Schönen.

Der Besuch des Blumenthal scheint übrigens infolge der beunruhigenden Gerüchte erheblich zurückgegangen zu sein, wenigstens trafen die Teilnehmer der letzten Exkursion nur wenige Ausflügler im nördlichen Teile des Waldes. Mögen diese Zeilen dazu beitragen, den märkischen Naturfreunden die Beruhigung zu geben, dass man die Schönheiten des Blumenthal nach wie vor in vollem Umfange geniessen kann.

An diese mit lebhaftem Beifall begrüßte Mitteilung knüpfte sich eine rege Besprechung, an welcher sich die Mitglieder Professor Dr. Ascherson, Dr. Carl Bolle, E. Friedel, Robert Mielke, Dr. Eduard Zache u. A. beteiligten.

Es wurde die Hoffnung ausgesprochen, dass die Kommission unter Präsidium des Herrn Oberpräsidenten, welcher die Pflege

und der Schutz der nationalen Denkmäler in der Provinz Brandenburg obliegt, alles aufbieten werde, um den Waldbestand des Gamen-Grundes und des Blumenthals, soweit er bedroht erscheint, vor Verwüstung zu bewahren. In der Zeitschrift für Denkmalspflege hat sich übrigens Herr Robert Mielke ebenfalls in ähnlichem Sinne in einem kürzeren Artikel ausgesprochen.

Auch der Provinzial-Konservator, Herr Geheime Baurat Bluth, unser hochverehrtes Mitglied, ist gebeten worden, seinen Einfluss zur Verteidigung eines der malerischsten und berühmtesten Waldreviere unserer Mark aufzubieten.

C. Demnächst hielt Herr Dr. Otto Pniower seinen angekündigten Vortrag über Theodor Fontanes Grete Minde in Gegenwart der verwitweten Frau Dr. Fontane, Emilie geb. Rouanet-Kummer, der Schwester des Verewigten, Frau Weber, sowie des jüngsten Sohnes, hiesigen Verlagsbuchhändlers Friedrich Fontane. Das rühmlichst bekannte Ölgemälde Dr. Theodor Fontanes von Fechners Meisterhand war aus dem Sitzungszimmer No. 51 des Rathauses herbeigeschafft, auf eine Staffelei gestellt, sowie mit einem Lorbeerkrantz und Blumen zu Ehren des vaterländischen Dichters festlich geschmückt worden.

Fontanes Grete Minde.

Von Otto Pniower.

Am 13. September 1617 wurde die Stadt Tangermünde von einer verheerenden Feuersbrunst heimgesucht. Es wird berichtet, dass in ihr und dem Vorort Hünendorf 486 Wohnhäuser und 53 mit Getreide gefüllte Scheuern verbrannt seien.

Grosse Not war damit über das Städtchen hereingebrochen. Im römischen Reich und in der Nachbarschaft, wie es in der Chronik heisst, wurde gesammelt und „solches unter den Abgebrannten nach Geometrischer Proportion vertheilet, dazu ihnen etliche tausend Eich-Bäume aus dem Stadt-Busch abgefolget.“ Erst dann fing die „liebe Bürgerschaft durch vornehmer Leute Beysteuer und Hülffe“ zu bauen an. Das grausige Ereignis sollte nach dem Willen der Bewohner unvergessen bleiben. Es wurde bestimmt, dass „jährlich auf die Zeit, da das Feuer angegangen als am Sonnabend nach Mariä Geburt zwischen 4 und 5 Uhr alle Glocken in der Pfarr-Kirche zu läuten seien und des folgenden Sonntags eine Gedächtnis-Predigt gehalten werde“. Beides wurde bis in die neueste Zeit hinein beobachtet.

Nach der Überlieferung war man in Tangermünde der Ansicht, dass das Feuer angelegt worden sei. Hatte man doch, wie der Chronist